

SCHMIDTS FILMECKE

«I'm to old for this sh**!»

► JOACHIM B. SCHMIDT über «Star Wars: The Last Jedi», «Lethal Weapon» und «E.T.».

Der isländische Winterblues lastete schwer auf meinem Gemüt, und es liess sich niemand finden, der mich ins Kino begleitete. Dabei handelt es sich bei «Star Wars: The Last Jedi» um das Filmereignis des Jahres. Einsam sass ich im ausverkauften Saal, hoffte sehnlichst auf brillante Unterhaltung á la «Star Wars: The Force Awakens» (Schmidt meinte: 8/10). Ich wurde enttäuscht – trotz spektakulären Szenarien, flotten Weltraumschlachten, sorgfältig gebastelten Requisiten und einigen gelungenen Plot-Twists. Der Humor ist kindisch. Die Beweggründe der Protagonisten sind hirnrissig. Rey und Chewbacca haben also Luke Skywalker auf einer Insel aufspüren können und wollen ihn nun überreden, erneut zum Lichtschwert zu greifen. Luke zielt sich während gefühlten Stunden. Unterdessen schmiedet eine Handvoll Rebellen einen weit hergeholtten Plan, um sich aus dem eisernen Griff der dunklen Macht zu befreien. Auch das dauert, sodass sich sogar die Helden gegenseitig daran erinnern müssen, wie eilig sie es eigentlich haben. Die gelungenen Momente sind dem Bösewicht Adam Driver zuzuschreiben. Er verkörpert die seelische Zerrissenheit mit Haut und Haar, und man hofft, dass die Macht lange mit ihm sein möge.

SCHMIDT MEINT 6/10

*

Kürzlich sagte jemand, «Lethal Weapon» sei ein idealer Film für die Festtage. Gut möglich, schliesslich wird der Film mit «Jingle Bell Rock» eröffnet, und später rast ein Polizeiauto in die Wohnstube und fährt den Weihnachtsbaum um. Zudem feiert der Film heuer sein 30-jähriges Jubiläum. «Lethal Weapon» ist zwar unterhaltsam, aber alles andere als zeitlos. Das Saxofon jault, die Kamera wackelt und der Bösewicht ist total fies. Gut möglich, dass



«Lethal Weapon» den Buddy-Cop-Film salonfähig gemacht hat. Den Kern dieses Genres bilden das Wortgefecht der zwei ungleichen Polizei-Partner, ihre Neckereien und ihr Sprücheklopfen. Der Plot ist nebensächlich. Die ungleichen Danny Glover und Mel Gibson (der Mann ist heftig!) müssen einen Fall lösen und decken dabei einen Drogenring auf. Am Schluss sind sie unsterbliche Freunde, und ihre Zitate sind es auch: «I'm to old for this shit!»

SCHMIDT MEINT: 5/10

*

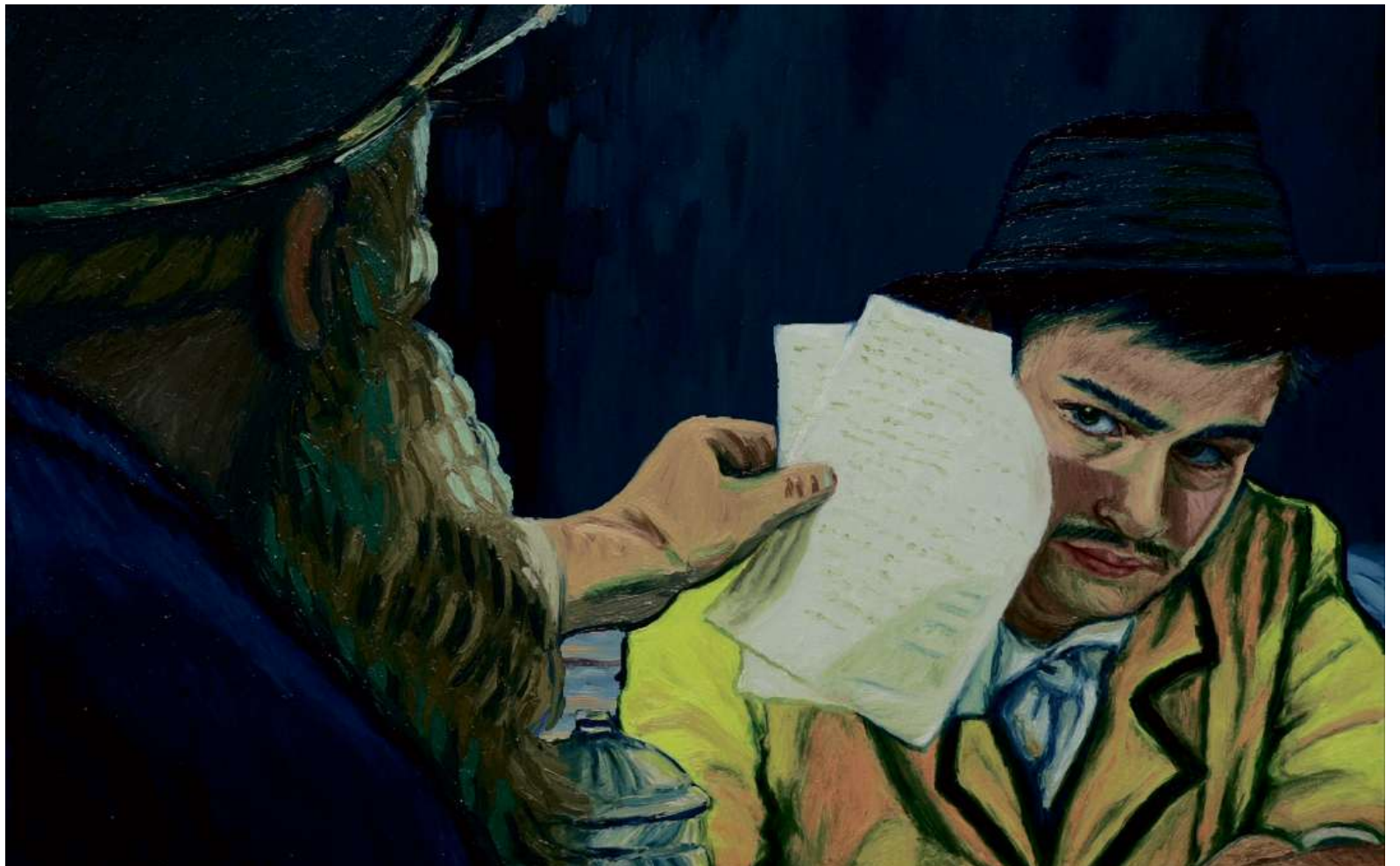
Auch wenn kein Weihnachtsbaum umgefahren wird, ist «E.T. the Extra-Terrestrial» (1982) ein wunderbarer Weihnachtsfilm für die ganze Familie. Steven Spielbergs unsterbliches Meisterwerk verzaubert durch die wortarme Bildsprache. Spielberg versteht es, universelle Themen wie Freundschaft und Familie ohne grosse Dialoge räsionieren zu lassen. «E.T.» könnte ein Stummfilm sein, so geschickt sind die Szenen aufgebaut, sodass Erklärungen völlig überflüssig werden. Spielberg meint es mit diesem kindlichen Science-Fiction-Film todernst und geht mit den Kindern auf Augenhöhe, hält die Kamera flach und lässt sie reagieren. Dazu wählt er epische Filmmusik, wie man sie aus hollywoodschen Römerfilmen der 50er- und 60er-Jahre kennt. Und so tricksen der Knabe Elliot und der gestrandete Ausserirdische E.T. mit Pauken und Trompeten die US-Behörden aus und werden Blutsbrüder. Gegen Schluss kämpfen sie sich mühsam durch den Abschiedskitsch, bis die Familie auf dem Sofa im Chor gähnt und reif fürs Bett ist.

SCHMIDT MEINT: 7,5/10

JOACHIM B. SCHMIDT, Filmfreak, Autor, Wahlisländer, Heimwehbündner. www.joachimschmidt.ch

Des Künstlers letzte Reise

Vincent van Gogh definierte sich innerhalb weniger Jahre neu als Künstler. Zu Lebzeiten grösstenteils ignoriert, wurde sein Werk nach seinem frühen Tod mit Zuneigung eingedeckt – so wie es nun auch der Film «Loving Vincent» tut.



Ein Auftrag mit Folgen: Der Pöster Joseph Roulin (links) bittet seinen Sohn Armand, einen Brief Vincent van Goghs an dessen Bruder Theo zu überbringen. (ZVG)

► FLURIN FISCHER

D

Die berühmtesten Künstler werden gerne mit Superlativen umhüllt, die ihren Status bestätigen sollen. Zahlen können dabei als plakativer Ausgangspunkt dienen. Im Falle des niederländischen Malers Vincent van Gogh ginge das in etwa so: 1853 geboren, entscheidet er sich erst 1880, also im Alter von 27 Jahren, es nach verschiedenen beruflichen Anläufen als Maler zu versuchen. Ohne formelle Ausbildung steigert er sich in einen zehn Jahre andauernden Schaffensrausch, der schliesslich von seinem tragischen Tod im französischen Auvers beendet wird. Oft geplagt von finanziellen und psychischen Nöten, erschuf er in dieser Zeit über 850 Gemälde und 1000 Zeichnungen, die im gegenwärtigen Kunstmarkt zu den wertvollsten Objekten überhaupt

gehören dürften. Diese oft zitierten Zahlen waren es glücklicherweise aber nicht, die die polnische Malerin und Animationsfilmerin Dorota Kobiela dazu brachten, mit «Loving Vincent» eine neue Art von Film anzustreben. Obwohl es auch hier wieder eine Zahl ist, die den Ehrgeiz ihres Vorhabens ziemlich gut illustriert: Um die 65 000 Ölgemälde wurden für den Film über van Goghs letzte Tage geschaffen. Als einzelne Filmbilder aneinandergereiht werden sie zur Animation, die Ästhetik von van Goghs Malerei in Bewegung versetzt.

Der unfreiwillige Detektiv

In einem aufwendigen Verfahren wurden Realtaufnahmen von Schauspielern gedreht, die dann als Animationsvorlage für die Dutzenden von Malern dienten, die an dem Film arbeiteten. Ausgehend von ausgewählten Gemälden von Goghs schufen sie eine Abfolge von Szenen, in die sie die Schauspieler gleichsam «reinmalten». Gemeinsam verfassten Kobiela und ihr Partner Hugh Welchman zudem ein

Drehbuch, für das sie auf den regen Briefverkehr des Malers zurückgreifen konnten. Die Handlung beginnt ein Jahr nach van Goghs Tod: Der Briefträger Joseph Roulin (Chris O'Dowd) beauftragt seinen Sohn Armand (Douglas Booth) Vincents letzten Brief dessen Bruder Theo zu überbringen. Widerstrebend macht sich Armand auf den Weg. In Paris erfährt er nur, dass kurz nach Vincent auch Theo verstorben ist. Die nächste Station ist das Dörfchen Auvers ausserhalb von Paris, in dem Vincent die letzten Monate seines Lebens gemalt hatte. Während Armand die Rückkehr von Vincents Arzt Paul Gachet (Jerome Flynn) erwartet, macht er unter anderem Bekanntschaft mit dessen Tochter Marguerite (Saoirse Ronan), der Haushälterin Louise Chevalier (Helen McCrory) und Adeline Ravoux (Eleanor Tomlinson), die in der Pension arbeitet, in der Vincent bis zu seinem Tod gewohnt hatte.

Gemacht fürs Kino

Sie alle erzählen ihm unterschiedliche Versionen von Vincents geisti-

gem und körperlichem Zustand und den Umständen seines Todes, sodass der erst unmotivierte Armand plötzlich detektivischen Spürsinn entwickelt. Hat sich Vincent van Gogh wirklich selber das Leben genommen – oder war es doch ein Unfall, vielleicht sogar Mord?

Obwohl die Geschichte um verletzten Stolz und existenzielle Not solide aufgezogen ist, sind es die visuellen Eindrücke, die den Reiz des Filmes ausmachen. Denn so gut diese stilisierte Welt in ihrer eigenen Logik funktioniert, verhindert sie paradoxerweise das, was das Drehbuch zu etablieren sucht: das Zusammenspiel von psychologisch überzeugenden Figuren, ihren Motiven und Erzählungen, das den Mythos um den Künstler Vincent van Gogh wenigstens teilweise aufschlüsseln könnte. Die Ästhetik des Films ist so dominant, dass Spannung über die Handlung im konventionellen Sinne nicht aufkommen kann. Dafür bietet «Loving Vincent» ein optisches Erlebnis, für das eine Kinoleinwand beste Bedingungen schafft.

Sechs Songs sind für Schweiz im Rennen

Alljährlich hoffen helvetische ESC-Fans, dass die Schweiz beim Eurovision Song Contest den Sieg davonträgt. Es wäre der Dritte nach 1956 und 1988. Wer an den internationalen Gesangswettbewerb geschickt wird, entscheidet sich im Februar.

Mit einem neuen Prozedere bei der Songauswahl will die Schweiz beim Eurovision Song Contest (ESC) 2018 ihre Chancen erhöhen. Erstmals konnten Produzenten und Komponisten in der Vorauswahl Songs ohne Interpreten einreichen. «Während in den vergangenen Jahren rund 150 Songs eingereicht wurden, waren es in diesem Jahr 670», sagte Reto Peritz, Leiter der Schweizer ESC-Delegation gegenüber der Deutschen Presse-Agentur. Eine Jury aus Musikfachleuten, ESC-Fans und Fernsehzuschauern hat daraus sechs Songs für die Entscheidungsshow gewählt, die am 4. Februar im Schweizer Fernsehen läuft.

Singer-Songwriter-Team am Start

Die Lieder seien mit verschiedenen Stimmen getestet worden, um die perfekte Interpretation zu finden.

«Ich glaube, wir haben noch nie so eine Bandbreite gehabt», sagt Peritz. Sechs Finalisten präsentierten

Songs mit teils klassischen, rockigen oder modernen Elementen. Dabei sei auch ein Singer-Songwriter-

Team. Dessen Beitrag entstand bei einem Songwriter-Camp im Sommer, ebenfalls ein Novum.

Die Schweiz hat den Wettbewerb wie Deutschland zweimal gewonnen: bei der Premiere 1956 in Lugano mit Lys Assia und 1988 mit der Kanadierin Celine Dion («Ne partez pas sans moi»). Zuletzt war sie 2005 unter den Top Ten – mit einem achten Platz für die Band Vanilla Ninja. «Wir haben eine gewisse Durststrecke hinter uns», räumt Peritz ein. Im vergangenen Jahr schied die Band Timebelle im Halbfinale aus. «Der Wettbewerb ist eine tolle Plattform für junge Künstler, unabhängig vom Ergebnis», sagt Peritz. «Der Wettbewerbsgedanke gehört aber natürlich dazu.» Er wünsche sich «ein tolles Resultat» in Lissabon. Dort findet der ESC vom 12. bis 15. Mai statt. (SDA)



Erste Gewinnerin des Wettbewerbs: Lys Assia – hier 2016 beim ESC in Stockholm – verfolgt den Song Contest aufmerksam. (FOTO ALBIN OLSSON)